

Nr. 112. Bromberg, den 20. Juni 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

(1. Fortsetzung.)

Es war zur nachmitäglichen Kaffeestunde. Der Decksteward schenkte den dicklichen braunen Trank an Oberdeck aus, und die Berge köstlichen Kuchens verschwanden zusehends von den Platten. Alles, bis zu den Stewards, war leicht, meist weiß, gekleidet. Es war ein lichtes, lebensfrohes Bild.

Martha Peters stand in einem duftigen Mullkleid, das sie überaus frisch und jugendlich erscheinen ließ, an der Reeling, mit einer älteren Dame aus Neuseeland plaudernd.

Zimmermann gesellte sich zu ihnen. Er war die beste Auskunftei an Bord, über alle Mitreisenden war er scheinbar auf das genaueste unterrichtet.

„Mr. Watson mußte gestern mittag total betrunken vom Steward in die Kabine gebracht werden. Heute hat ihn nun der Kapitän vorgenommen und gedroht, ihn in Aden an Land zu setzen, wenn er sich weiter so aufführe."

„Ein schrecklicher Mensch", seufzte die Neuseeländerin.

„Er ist aus tadelloser Familie, aber von daheim wegen seiner Trunksucht abgeschoben nach Australien. Wir haben noch so ein Pflänzchen hier, den jungen Italiener, Sohn einer der ersten Familien in Mailand, kaum zwanzig Jahre alt. Er kommt auch nach Australien in die Verbannung oder Besserungsanstalt."

„Und solche Menschen schickt man in die Kolonien? Gehören denn da nicht gerade die Besten hin?" rief Martha empört.

Die Neuseeländerin zuckte die Achseln.

„Die Angehörigen wollen sie eben los sein. Die meisten gehen natürlich unter, immerhin kommt es vor, daß einige wenige in der harten Schule der Not lebenstüchtig werden. Freilich darf man auch an sie fast nie einen moralischen Maßstab anlegen. Geben Sie uns noch einige Neuigkeiten zum besten", wandte sie sich an Zimmermann.

„Wissen Sie, meine Damen," klatschte er, „in Melbourne müssen wir beim Einlaufen aufpassen, da gibt's was zu sehen. Da ist erstens Fräulein Gerber, die Klavierlehrerin. Die wird dort von ihrem Bruder abgeholt, der nach Australien auswanderte als sie noch ein Kind war, und seitdem hat sie ihn nicht gesehen. Jetzt, als Vierzigerin, macht sie sich nun auf, um zu ihm zu ziehen, der irgendwo in der Nähe von Melbourne eine Farm hat. Sie renommiert furchtbar mit ihm und erwartet, einer erhabenen Männergestalt in die brüderlichen Arme zu sinken. Wir wollen's abwarten. Hoffentlich bleibt uns Zeit, dies Wiedersehen zu beobachten, denn unser Hauptaugenmerk müssen wir natürlich auf die Missionsbraut richten."

„Weshalb?"

„Ja, wissen Sie das denn nicht? Die wird dort von einem Mann abgeholt, den sie gar nicht kennt und dem sie nach ein paar Stunden schon als Ehefrau angetraut wird."

„Nicht möglich!" rief die Neuseeländerin.

„Aber fragen Sie sie doch selbst", lachte Zimmermann.

Martha Peters war blaß geworden. Das Herz zog sich ihr zusammen unter der höhnenden Art des jungen Alleswissers, in der er über ein Schicksal sprach, das ihrem eigenen so sehr ähnlich war.

Gott sei Dank, daß niemand an Bord etwas von ihren Absichten wußte! Ihr Reiseziel war natürlich bekannt geworden, Zimmermann hatte auch versucht, sie weiter auszuforschen. Sie hatte kurz erwidert, daß sie dort von einer ihr bekannten Familie erwartet würde. Nun nahm man wohl an, daß sie als Stütze oder Erzieherin in Stellung gehe, und ihr war das recht.

Eine reizende blonde Rheinländerin, Fräulein Lange, gesellte sich zu den Dreien, auch eine Braut ,aber eine strahlend glückliche. Ihr Verlobter war Leiter einer kaufmännischen Firma in Indien. Während seiner letzten Urlaubsreise nach der Heimat hatten sie sich kennengelernt und bald verlobt. Nach Colombo würde er ihr entgegenkommen, und dort sollte sofort die Trauung stattfinden.

Zimmermann fing gleich an, die Braut zu necken, und das schönste Wortgeplänkel war im Gange, als Billy mit einem Herrn aus der ersten Klasse herzukam, einem mittelgroßen, etwa fünfzigjährigen Manne mit verbranntem Faunsgesicht und schwarzem Spitzbart, in dem sich schon reichlich graue Fäden zeigten.

Mit der Selbstverständlichkeit, die an Bord üblich, mischte er sich in die Unterhaltung. Man sprach über Indien und die Lebensverhältnisse am künftigen Wohnort Fräulein Langes. König, der Fremde, schien genau dort bekannt zu sein und entwarf der begierig lauschenden Braut ein anschauliches Bild ihrer künftigen Heimat. Sehr ärgerlich empfand diese die Störung, als sie von einer Bekannten abgerufen wurde.

„Sie müssen mir später noch viel mehr erzählen," rief sie König im Fortgehen zu.

„Wie bald werden diese rosigen Wangen verblassen," meinte der, ihr lächelnd nachblickend.

„Weshalb?" fragte Martha Peters.

„Die Tropensonne bleicht auch die frischesten Frauenwangen. Seien Sie deshalb froh, daß Sie diese Gefahr nicht laufen, die australische Luft konserviert besser."

„Aber Fräulein Peters geht ja auch in die Tropen."

„Wohin?" fragte König überrascht, „ich hörte doch eben, daß Sie bis Sydney fahren."

„Von dort fahre ich weiter nach Samoa."

„Ach, nach Samoa. Ich glaubte schon, in Ihnen eine Reisegenossin nach Neuguinea gefunden zu haben."

„Kennen Sie Neuguinea schon?"

„Ob ich Neuguinea kenne?" lachte König, „seit nun bald zwanzig Jahren sitze ich schon dort."

Der Decksteward trat jetzt auf Martha zu und überbrachte ihr die Aufforderung zum Schachspiel.

Im Rauchzimmer, wo die Spiele stattfanden, warteten schon vor dem aufgestellten Brett ihr Partner, ein Kaufmann aus Melbourne, und der Unparteiische, ein Wellingtoner Agent.

Martha hatte sich nie für eine auch nur mittelmäßige Spielerin gehalten, und so war sie äußerst erstaunt darüber gewesen, was sich hier an Bord als „Schachspieler" gemeldet hatte. Es lohnte bei den Partnern, mit denen sie bisher gespielt, kaum, die Züge zu überlegen, so plump und ungeschickt tappten sie los.

Auch jetzt hatte sie den Gegner bald in der Klemme, und der Ausgang konnte nicht mehr zweifelhaft sein.

Da trat König ins Rauchzimmer und an ihren Tisch heran. Schweigend sah er den letzten Zügen zu. Als das „mate" verkündet und die Eintragung in die Spielliste gemacht war, wandte er sich an Martha mit der Bitte um ein Spiel an einem der nächsten Abende.

„Drunten wird immer nur gepokert und Bridge gespielt, ich habe noch keinen einzigen Schachspieler auftreiben können," erklärte er.

— — — — — — — — — —

Man feierte Weihnachten an Bord. Die Tannenbäume waren von der „Seydlitz" aus der Heimat mitgeführt. In jeder Klasse war ein Bäumchen aufgeputzt, das am heiligen Abend in seinem Lichterglanz erstrahlte und in den deutschen Herzen wehmütige Heimatsstimmung aufklingen ließ, und von den Angelsachsen, die unter den Fahrgästen die Mehrheit bildeten, neugierig und verständnislos bestaunt wurde. Nach dem Abendessen, das festlicher als sonst gestaltet war, fand eine Verlosung statt, zu der jeder eine kleine Gabe gestiftet hatte. Dann folgten einige musikalische Vorträge.

Marthas Gedanken gingen zurück zu den Christfeiern der Vorjahre. Wie die Augen der Kinder im Schein der Kerzen gestrahlt hatten! — Vorbei — nicht mehr daran denken! Jetzt — und das war Wirklichkeit — saß sie hier unter einer großen Schar wildfremder Menschen aus allen Ecken der Welt. Und die Lichter des Christbaums flackerten im Luftzug der elektrischen Fächer, die stetig und lautlos über den Tafeln ihre große Flügel drehten. Draußen kein Eis und Schnee, sondern die beklemmend heiße Luft und die dunkle Fläche des Roten Meeres. Wo und wie würde sie das nächste Mal dies Fest erleben?

„Kommen Sie, lassen Sie uns auf Deck gehen," wandte sie sich aufstehend an Maria Meinert, die „Missionsbraut".

Sie traten hinaus. Martha schob ihren Arm in den der Gefährtin und schritt langsam mit ihr auf und ab.

„Sagen Sie, ist es wahr, daß Sie Ihren Verlobten noch nicht kennen?"

„Ja gewiß. Das ist bei uns fast immer so. Wir werden von unserm Haus hinausgeschickt."

„Und der Mann ist Ihnen vollständig unbekannt? Sie wissen nichts von ihm?"

„Er ist mein Bruder in Christo, das ist doch genug."

„Und fürchten Sie sich gar nicht? Vor dem fremden Manne, dem fremden Land?"

„Mein Jesus hat mich gerufen, und Er ist mit mir," antwortete das Mädchen ruhig.

Martha seufzte tief auf. Noch lange, nachdem Maria Meinert gegangen, stand sie und starrte hinaus auf die dunkle Wasserfläche.

Den Trost der andern hatte sie nicht, ihr naiver Kinderglaube war längst dahin. Nicht Jesus hatte sie gerufen, die Verzweiflung hatte sie fortgetrieben. Gerufen hatte nur eine ganz schwache Hoffnung auf ein neues Lebensziel, auf die Möglichkeit einer segensreichen Betätigung.

Bisher hatte der Mann, der da auf sie wartete, nur eine untergeordnete Rolle in ihren Gedanken gespielt. Sie hatte ihrem Innern so starken Zwang antun müssen, um die hoffnungslose Trauer um Verlorenes zu unterdrücken, daß dafür kein Raum geblieben. Nun hatten die starken Eindrücke der Reise, das Leben an Bord, der bunte Kreis Menschen, in den sie plötzlich gestellt, doch unmerklich ihre Wirkung getan. Ganz leise verwischten sich die Eindrücke der jüngsten Vergangenheit, und immer häufiger und vernehmlicher tönten die Fragen in ihr auf nach dem Kommenden, dem sie entgegenfuhr, dem jede Seemeile sie näher brachte. Und damit trat auch der Mann allmählich in den Vordergrund — der fremde Mann!

Was wußte sie von ihm? Was durfte sie erwarten und hoffen? Daß sie ihm vertrauen könne. Das tat sie ja schon, indem sie zu ihm fuhr. Daß sie ihn achten würde. Genügte das für eine Ehe? Sollte zur Ehe nicht auch die Liebe notwendig sein? Davon stand in seinen Briefen kein Wort. Und sie war ihm dankbar dafür, denn es wäre ja Unsinn gewesen, einer Unbekannten gegenüber von Liebe zu reden. Er hatte also die Überzeugung, daß eine Ehe auch ohne Liebe glücklich werden könne.

Aber was wußte sie denn überhaupt von der Liebe?

Die hatte in ihrem Leben nur ein kurzes Gastspiel gegeben. Vielleicht wäre ihr ein volles, reiches Frauenglück beschieden gewesen, wäre damals die Typhusepidemie nicht gekommen, die den jungen Mediziner, den Assistenten ihres Vaters, als Opfer seines Berufs gefordert hatte.

Seitdem war kein Mann ihr innerlich näher getreten. Ihr Schwager hatte wohl den Versuch gemacht, sie zu gewinnen. Wenn dies nur nicht so bald nach dem Heimgang der Schwester gewesen wäre — kaum ein halbes Jahr war seit ihrem Tode vergangen gewesen — vielleicht hätte sie ihm Gehör geschenkt — um der Kinder willen! Denn für ihn hatte sie nichts gefühlt als verwandtschaftliche Zuneigung, die damals sogar in heftige Abneigung und Empörung umgeschlagen war im Gedenken an die teure Entschlafene. Ihre schroffe Haltung hatte ihn dann schnell abgekühlt, er war nach seinem neuen Wohnort verzogen, wohin er versetzt war, und hatte die Kinder ihrer Hut überlassen. Nur ein- oder zweimal im Jahre war er für wenige Tage gekommen, und immer fremder waren sie sich geworden.

So war an ihr, die nach dem Tode des Vaters fast jeder Geselligkeit entsagt hatte, die Liebe sang- und klanglos vorübergezogen. Sie hatte nichts vermißt, sie war in den kleinen Geschöpfchen, die sie hegte, aufgegangen.

Das Mütterliche war in ihrem Leben zur Frucht gereift, ohne vorausgegangene Blütezeit der Liebe!

Vielleicht waren es auch nur die Worte in dem Brief des Mannes gewesen: „Eigne Kinder zu erziehen", die sie hinausgelockt. Eigene Kinder! Märchenhaft schöner Traum!

Aber der Mann, der fremde Mann?

Dumpf mahlte die Schraube das Wasser, weiter zog das Schiff seinen Weg durch die Nacht, die aufleuchtende Bahn der Heckwelle nach sich schleppend, und von unten klang es herauf: „Home, sweet home!"

— — — — — — — — — —

Grau-gelber Sand und starre Felshöhe, an deren Fuß man einige Straßenzeilen weißer Häuser sah. Kein grünes Fleckchen, kein Baum, kein Strauch, soweit das Auge blickte, dürre Öde, von glühender Sonne verbrannt. Das war Aden.

Das Schiff lag einige Stunden dort auf der Reede. Nachdem es seine Kohlenmahlzeit eingenommen und die Post ausgetauscht hatte, lichtete es die Anker und zog stolz und majestätisch seinen Weg, hinein in den Indischen Ozean.

Am Abend fand sich, wie verabredet, König zum Schachspiel ein.

Martha erkannte nach den ersten Zügen schon, daß sie in ihm einen andern Gegner vor sich hatte, als die, mit denen sie sich bisher an Bord gemessen. Zum erstenmal nach langer Zeit machte ihr das Spiel Vergnügen, und ein gewisser Ehrgeiz erwachte. Sie, die gewöhnlich, besonders im Eingangsspiel, rasch und temperamentvoll vorging, überlegte jeden Zug sorgfältig und war bald ganz in den Kampf vertieft. Trotzdem mußte sie sich nach fast eineinhalbstündigem Ringen für überwunden erklären. Mit heißen Wangen lehnte sie sich aufatmend in ihrem Sessel zurück.

„Wollen Sie Ihre Revanche gleich haben?"

„Nein, ein andermal," sagte sie, die Figuren einpackend, und wollte aufstehen.

„Plaudern wir doch noch ein wenig," meinte König. „Haben Sie sich Aden angesehen?"

„Ein schrecklicher Ort. Wie können da Europäer leben?"

„Ja," sagte König gedankenvoll. „Das frage ich mich auch jedesmal, wenn ich hier vorbeikomme. Und immer wieder muß ich die Briten bewundern, die es in diesem Höllenloch aushalten. Da meinen manche schon wunder was sie leisten, wenn sie einige Jahre in einem tropischen Malarialande leben."

„Ich kann mir noch gar keinen rechten Begriff von den Tropen machen. Ist die Hitze sehr schwer zu ertragen?"

„Man gewöhnt sich daran. Die Temperatur an sich ist nicht viel heißer als daheim an manchen Hochsommertagen, nur die Feuchtigkeit und das ewige Gleichmaß ist das spezifisch Tropische. Aber der ganze Lebenszuschnitt ist dem Klima so angepaßt, daß man sich sehr bald behaglich fühlt, nachdem das erste Eingewöhnen überwunden ist."

„Mir wurde gesagt, daß Samoa ein gesundes Land sein soll."

„Ja. Die Malaria haben sie dort nicht, die uns so zusetzt, deshalb ist es eine Kolonie, in der auch die europäische Familie gedeihen kann."

„Haben Sie selbst keine Familie in Neuguinea?"

„Meine Familie dort besteht aus etwa tausend Schwarzen, hundert Chinesen, einem Dutzend weißer Angestellten und vielen hunderttausend Palmen," lächelte König; „Frau und Kinder habe ich nicht."

„Also ein wirklicher König," scherzte Martha.

„Man nennt mich den König von Neuguinea," erklärte er nicht ohne eine gewisse Selbstgefälligkeit. Dann, Martha forschend anblickend, sondierte er: „Ich hörte, daß Sie zu einer Familie nach Samoa fahren. Werden Sie dort in Apia oder auf einer Pflanzung leben?"

„Auf einer Pflanzung in der Nähe Apias."

„Schreckt Sie das einsame Pflanzungsleben nicht?"

„Ich bin nicht an viel Geselligkeit gewöhnt," antwortete sie kurz. Dann rief sie Billy an, der eben durch den Rauchsalon schlenderte:

„Wir unterhalten uns hier von allerhand heißen Ländern, da müssen Sie uns auch noch von Ihrem Western-Australia erzählen."

„Dagegen sind Ihre Tropen vermutlich die schönsten Erholungsheime, denn Sie haben da ja wohl alles sehr komfortabel, Eismaschinen und so allerhand feine Sachen."

„Das weiß ich nun nicht, ob man Eismaschinen auf einsamen Pflanzungen hat," sagte Martha lachend. „Aber wenn das Leben im Minergebiet so primitiv ist, wie Sie sagen, weshalb blieben Sie denn nicht in der Heimat?"

„Ich wollt's ja wieder versuchen. Deshalb fuhr ich ja 'rüber. Hab's aber nicht ausgehalten. Wenn man so lange

draußen war, paßt man nicht mehr in die Heimat. Dachte erst, ich würde mich noch eingewöhnen. Ein halbes Jahr habe ich mich abgequält — dann ging's nicht mehr."

Billy erzählte in seiner rauhen, abgehackten Art noch allerhand aus seinem Minerleben, bis man aufstand, an Deck noch etwas promenierte und sich dann in die Kabinen zurückzog.

(Fortsetzung folgt.)

Bob und Jama.

Eine wahre Geschichte von Hanns Marschall.

(Nachdruck verboten.)

Man sprach am Teetisch darüber, ob Tiere eine Seele hätten.

Die meisten verneinten.

Lord d'Abernon, ein Globetrotter, der die Welt gesehen hatte, war anderer Meinung. In Amerika war er gewesen, ganz oben in den Goldfeldern von Alaska, bis hinunter nach Feuerland. Hatte die Mongolei bereist, in Madras drei Jahre gelebt, war dann mit dem Schiff nach Aden gefahren und hatte von dort aus die Wanderung über Mekka und Medina bis nach Tiflis angetreten. Er kannte die Welt und die Menschen und — liebte die Tiere.

„Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen," sagte er langsam. „Ich weiß zwar nicht, ob sie Sie interessiert, denn es ist nur ein Erlebnis aus der Zeit meines Aufenthaltes in Indien. Eine Hundegeschichte, sozusagen! Sie ist harmlos und nichtssagend, aber hat vielleicht doch einen tiefen Sinn!"

„Erzählen — erzählen!" klang es im Kreise.

„Gut!" Der Lord setzte sich zurecht und sah dem blauen Rauch seiner Zigarette nach. „Wenn Sie es wünschen, meine Herrschaften, werde ich sie gern erzählen! Ich hoffe, daß sie Ihren Beifall finden wird."

Er schwieg einen Moment und begann:

„Wie Sie alle wissen, habe ich mich lange Zeit in Madras aufgehalten. Es war für mich durch meine Verbindungen ein leichtes, mit allen Schichten der Bevölkerung zusammenzukommen. Ganz eigenartig berührt den Europäer vor allem die Liebe, die der dortige Mensch den Tieren gegenüber ausübt! Es dürfte zu weit führen, wenn ich Ihnen von den Religionen erzählen würde, nach denen man dort Tiere im allgemeinen für heilig erklärt. Es sei mir aber die Einschaltung erlaubt, daß man in gewissen Gegenden zu Frauen sehr wohl „Meine holde Schlange!" oder „Meine süße Kuh!" sagen darf. Diese Bezeichnungen, uns Europäern unverständlich, bedeuten eine große Schmeichelei, eben weil diese Tiere als heilig betrachtet werden.

Aber das gehört nicht hierher. Ich wollte Ihnen eine kleine Hundegeschichte erzählen.

War da auf dem großen Hof, der an unser Gebäude grenzte, ein prachtvoller Hund. Ein Kerl, den man auf den ersten Blick lieben mußte. Ich weiß nicht, wer von Ihnen einmal ernsthaft einem Hunde in die Augen gesehen hat, wer einmal in der Lage gewesen ist, zu beobachten, was für prachtvolle, tiefernste, denkende Augen so ein Hund haben kann. Ich könnte hier sagen: Menschenaugen! — weiß aber nicht, ob das gerade nach unseren Begriffen eine Schmeichelei wäre. Mir war das Tier durch den wundervollen Ausdruck seiner Augen aufgefallen.

Bob, so hieß er nämlich, konnte Gesichter machen, um die ihn ein überkultivierter Europäer hätte beneiden können. Bob konnte traurig aussehen, konnte weinen wie ein Mensch, wenn er gern etwas haben wollte und es nicht bekam, er konnte nahezu kindisch lachen vor Freude, wenn er Bekannte zu Gesicht bekam, mit einem Wort, er verfügte über alle Register der Ausdrucksfähigkeit, die man kennt.

Ich saß oft tagsüber bei ihm in der Sonne und sprach mit ihm. Bob war ein dankbarer Zuhörer. Interessiert lauschte er auf alle meine Auseinandersetzungen, schüttelte ab und zu mißbilligend den Kopf, wenn ihm etwas nicht gefiel, und besaß die vornehmste Eigenschaft, die es gibt, und über die nur wenige Menschen verfügen: Schweigsamkeit!

Die Wirtin meines Hauses hatte ein zweijähriges Kind, das sie tagsüber allein lassen mußte, wenn sie ihrer Beschäftigung nachging. Das Kind spielte dann im Hof, und Bob paßte auf, daß ihm nichts geschah. Geduldig trabte er neben dem Kinde her. Wenn es ihm zu weit gekrochen war, bellte er ihm so lange in die Ohren, bis das Kind verängstigt zurückkroch. Kein Mensch hatte jemals Bob Instruktion erteilt. Gegen Mittag kam ein großer Elefant, der an der Wand des Hauses an einer Kette befestigt wurde. Der Herr gab ihm Futter und, wenn er gefressen hatte, das Kind. Der Riese legte sich hin und der Hausherr setzte ihm das Kind zwischen die riesigen Vorderbeine.

Von diesem Augenblick an war Bob traurig. Er lag meist neben mir, und sah von ferne dem spielenden Kinde zu, das zwischen den dicken Elefantenbeinen herumkletterte. Nie aber wagte er, sich dem Kinde zu nähern. Jama, der Elefant, gestattete keinem Wesen, ob Mensch oder Tier, das Kind anzufassen oder ihm auch nur in die Nähe zu kommen. Unbeweglich lag er in der glühenden Sonne, blinzelte aus seinen kleinen Äuglein im Kreise umher und wandte nur langsam und gemächlich ab und zu den Kopf, wenn er ein Geräusch hörte. War das Kind beim Spielen zu weit gekrochen, hob Jama langsam seinen dicken Rüssel, umschlang das Kind vorsichtig und setzte es wieder zwischen seine Beine.

Wie oft habe ich versucht, mich dem Elefanten zu nähern, wie oft wollte ich Bob heranlocken — vergeblich! Bob weigerte sich entschieden, und trat ich in die Nähe des spielenden Kindes, so begann Jama einen Parademarsch zu blasen.

Auf mein Befragen erhielt ich dann die Antwort, daß weder der Hund noch der Elefant angelernt worden waren, das Kind zu bewachen.

„Und warum geht der Hund nicht zu dem Kinde, wenn es Jama bewacht? Hat ihn der Elefant einmal zurechtgewiesen und hat Bob unliebsame Erfahrungen gemacht?" fragte ich weiter.

Der Hausherr lachte und schüttelte den Kopf. „Tiere sind wissend! Bob hat keine Angst vor Jama. Wenn das Kind bei Jama ist, kann Bob nicht das Eigentum des anderen wegnehmen!"

Ich sann lange nach über die sonderbaren Worte des Inders. Endlich begriff ich den Sinn: die Tiere sind alle friedlich und werden erst dann bösartig, wenn sie die Menschen kennenlernen. Mir fielen die alten Geschichten ein, nach denen man sich wildesten Tieren nähern konnte, ohne daß sie einem etwas getan hätten. Erst der Mensch habe sie dazu gebracht, daß sie reißend wurden und gefährlich. Der Mensch, das erste Raubtier unter allem Lebenden auf dieser Welt, ist schuld!

Und dann sollte sich eines Tages etwas ereignen, das mir die Tränen in die Augen trieb: ich sollte Bobs Tod erleben. Und das kam so. Es war wieder ein heißer Sommertag mit einer tropischen Hitze, wie man sie nur vom Hörensagen kennt. Ich saß im Schatten einer breiten, nicht allzu hohen Mauer, die den Nachbargarten von unserem Grundstück trennte und las in einem Buch. Bob lag neben mir, und war schon den ganzen Nachmittag über außerordentlich unruhig, ohne daß ich jedoch den eigentlichen Grund herausbekommen konnte. Drüben am Haus spielte das Kind wieder zwischen den Beinen des Elefanten. Plötzlich schreckte mich ein Krähen auf. Oben auf der Mauer saß ein prachtvoller indischer Hahn und sah auf unseren Hof hinüber. Als er den Elefanten entdeckt hatte, warf er sich in die Brust und krähte noch einmal.

Jama wurde plötzlich unruhig und stieß einen kurzen Laut aus. Bekanntlich kann ein Elefant alles vertragen, nur nicht den Ruf eines Hahnes. Ich wußte das und wollte das Tier verscheuchen, was aber zur Folge hatte, daß der Hahn, anstatt in den Nachbargarten zurückzuspringen, plötzlich in unserem Hof saß. Hier begann er wiederum aus Leibeskräften zu krähen. Da erhob sich Jama und — was er noch nie getan hatte — fing an, herzerschütternd zu trompeten. Er drückte sich eng an das Haus und rieb scharrend seinen dicken Körper hin und her. Bob, der schon die ganze Zeit mit vorwärts gestrecktem Kopf zu dem Kinde hinübergestarrt hatte, sprang in diesem Moment plötzlich auf und raste quer über den Hof, vorbei an dem Hahn, auf das Kind zu. Er warf es um und drehte sich wie irrsinnig im Kreise, nach allen Seiten um sich beißend. Im ersten Augenblick glaubte ich an einen Tollwutanfall des Hundes, doch da gewahrte ich plötzlich, wie eine kleine Schlange sich am Boden hin und her wand. Entsetzt sprang ich auf, die Gefahr erkennend, in der das Kind und der Hund schwebten, und eilte hinzu. Mit ein paar wuchtigen, wohlgezielten Schlägen war das Tier getötet.

Aber es war zu spät. Am Boden lag Bob mit zitternden Flanken. Die Zunge hing ihm aus dem Maul. Ich kniete neben ihm nieder und bettete seinen Kopf in meinen Schoß. An dem brechenden Blick erkannte ich, daß ihn die Schlange gebissen hatte. Wo, war unmöglich schnell genug festzustellen.

Das Gift dieser kleinen Schlangen wirkt schnell und ist unbedingt tödlich. Bob war nicht mehr zu retten. Ich wußte es. Tränen traten mir in die Augen, als seine feuchte Zunge meine Hand leckte. Dann ging ein Zittern durch seinen Körper, ein heiseres Winseln, er streckte sich ein paarmal, und war tot.

Ich sah mich um. Nichtsahnend spielte das Kind im Hof. An der Mauer stand der Elefant und sah zu mir herüber. Da nahm ich Bob in meine Arme und trug ihn in den großen Garten hinaus.

Dort ist er auch begraben worden!

Und nun, meine Herrschaften, entscheiden Sie selbst, ob Tiere ein Seele haben oder nicht."

Die Rose.

(Nachdruck verboten.)

Die Heimat der Rose dürfte das Innere Asiens sein. Besonder im alten Persien wurde die Rose in den Gärten in großen Mengen gezogen, und dort ist sie auch heute noch die Lieblingsblume. Der persische Dichter Firdusi dichtete über die Rose:

Siebzehnmal die Rose blühte,
Siebzehnmal ist sie verwelkt,
Und die Nachtigall besang sie
Und verstummte siebzehnmal.

Aus bestimmten alten Nachrichten kann geschlossen werden, daß die alten Perser auch schon Rosenöl herzustellen verstanden. So kann mit einiger Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß die alten Griechen das Rosenöl, wahrscheinlich aus Vorderasien bezogen, schon gekannt haben, ehe sie die Rose selbst kannten. Aber schon sehr frühzeitig kam die Rose auch nach Griechenland, wogegen die alten Hebräer die Rose noch nicht gekannt zu haben scheinen. Ebenso wird die Rose im alten Ägypten nie erwähnt. Nachdem der Rosenstrauch in den Gebieten Griechenlands angepflanzt worden war, wurde die Rose auch zugleich zur Lieblingsblume der Griechen und Aphrodite, der Göttin der Liebe, geweiht. Auch Sappho hatte die Rose zu ihrer Lieblingsblume erkoren und verherrlichte diese Blume in Strophen. Bei keinem Feste in der Familie und in der Öffentlichkeit durfte fernerhin die Rose als Festschmuck fehlen. Auch im alten Babylonien war die Rose zur Lieblingsblume geworden, die von jedermann auf den Kleidern getragen wurde. Nach einer griechischen Mythe soll die Rose aus den Blutstropfen des Adonis entstanden sein, als dieser auf einer Eberjagd das Leben verlor. Daher hieß es auch:

Am Boden da werden sie (die Blutstropfen) alle zu Blumen,
Rosen erwachsen dem Blut, Anemonen den Tränen der Göttin.

Von den Griechen wurde dann der Rosenstrauch auch nach Italien gebracht. Auch dort gewann er rasch Ausbreitung, und auch bei den alten Römern wurde die Rose rasch zur Lieblingsblume. Sie war die beliebteste Blume der Liebenden, in den Weinschenken durften Rosenkränze nicht fehlen, Flötenspielerinnen und Tänzerinnen schmückten sich damit, mit Rosen wurden aber auch die Gräber ausgeschmückt, denn diese Blume war den alten Römern zugleich das Symbol der Schönheit und Jugend wie das der Vergänglichkeit und des schnellen Verfalles. So schrieb der römische Dichter Ausonius:

Pflücke die Rosen, o Mädchen, so lange sie grünen und blühen.
Wisse, daß auch dein Lenz schnell wie die Rose vergeht.

In der Hauptstadt des römischen Reiches gab es nicht nur sehr viele Privatgärten, in denen die Rose in großen Anlagen gezogen wurde, es gab auch schon viele Blumenhändler, die Rosen züchteten und diese in den Straßen Roms verkauften. Im späteren Rom wurden auch jedesmal im Sommer Rosenfeste gefeiert. Das waren Familien- und Freundeszusammenkünfte, bei denen sich die Teilnehmer gegenseitig Rosen schenkten. Dann zog man hinaus, um die Gräber verstorbener Freunde und Verwandten mit Rosen auszuschmücken. Als das Christentum aufgekommen war, wurde die Rose in Beziehung gesetzt zur heiligen Maria. Den Christen erschien die Rose so recht als das Sinnbild Marias, der reinen und milden Gottesmutter. Auch auf Grabdenkmälern und im Wappen alter Geschlechter erschien die Rose oft. Ins nördliche Europa kam die Gartenrose von Rom aus, und auch im Norden Europas wurde sie zum Symbol der Liebe. Wie in anderen Ländern ist die Rose auch in Deutschland von Dichtern oft besungen worden. Goethe, Lenau, Platen, Logau, Chamisso, Hölty, Lessing, Uhland, Rückert, Emanuel Geibel und viele andere, alle haben Loblieder auf die Rose angestimmt. A. M.



Bunte Chronik



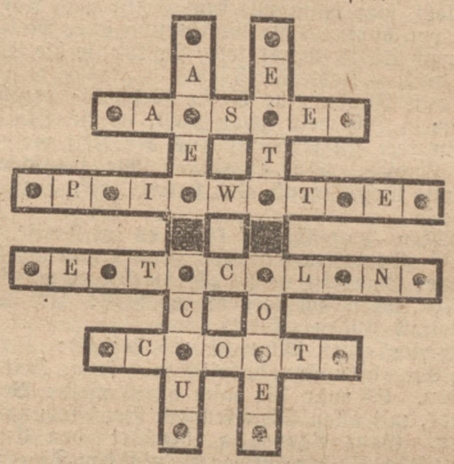
* **Russische Prinzen in niedrigen Diensten.** Man liest hin und wieder von „russischen Prinzen“, die in Paris oder London niedrige Dienste in Hotels usw. versehen, um das Leben fristen zu können. Es scheint weniger bekannt zu sein, daß der Adelsrang dieser Prinzen ganz anders zu bewerten ist als das, was man sich unter einem Prinzen von „Fürstlichem Geblüte“ vorstellt. Der Titel Prinz ist in Rußland gleich dem des Barontitels in anderen Ländern. Die Zahl der Prinzen und Prinzessinnen war darum in Rußland Legion — sie hatten mit Bezug auf ihren Stand auch früher schon keine besonderen Vorrechte. Dies ergibt sich auch aus der Lektüre von Tolstois „Krieg und Friede“, in dem die angeführten Prinzen und Prinzessinnen nichts anderes sind als gewöhnliche Landjunker. Die russischen Prinzen und Prinzessinnen in Paris und London muß man sich darum auch nicht vorstellen als aus unermeßlichem Reichtum in Armut geratene Personen aus fürstlichem Geblüte. In jedem Lande findet man zu allen Zeiten Leidensgefährten aus adeligen Geschlechtern gleich diesen Russen, die ebenso wie diese ihren Lebensunterhalt mittels ihrer Händearbeit verdienen müssen und sich dabei durchaus nicht unglücklich fühlen.



Rätsel-Ecke



Stern-Ausfüll-Rätsel.



Die beiden schwarzen Felder sollen leer bleiben, die Felder mit den Punkten dagegen je einen Buchstaben erhalten, daß aus den wagerechten Linien Wörter hervorgehen, welche bezeichnen: 1) ein Tier, 2) ein jetzt oft genanntes Thema, 3) ein Land, 4) einen Inselbewohner. Sind diese Wörter gefunden, so wird es leicht sein, die vier Wörter, die in den senkrechten zwei Felderreihen enthalten sind, zu vervollständigen.

*

Besuchskarten-Rätsel.

Leo G. Bad
Trier.

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber obiger Visitenkarte ausübt, hat die Aufgabe, alle Buchstaben der Besuchskarte umzustellen.

Fritz.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 107.

Auflösung des Uhren-Rätsels:

W a l d e r d b e e r e
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Broschen-Rätsel:

S S
S c S M t T
U t I h t e a o i T
F R O N L E I C H N A M
i c n o r s h r t l
k s n e e e
s l

= Fronleichnam.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.